

Judith Schalansky

Rede zur Verleihung des Christine Lavant Preis 2020

11. Oktober 2020 im RadioKulturhaus

Er ist tot und obskur, sein Licht nur geborgt – und doch kann er in allen Farben schimmern – blutrot, silberblau, goldglänzend oder leichenblass – und ganz unterschiedliche Formen annehmen, als Scheibe, Käselaiab oder Sichel erscheinen. Sowohl seine Gestalt als auch seine Macht gehören ins Reich der Dunkelheit, in die Schwärze der Nacht, die seine stetig wiederkehrenden Auftritte effektiv rahmt.

Den Mond, diesen uns naheliegendsten aller Himmelskörper, begleitet seit jeher ein zwielichtiger Nimbus. Sein Leumund schwankt zwischen schadenbringend und heilsam, zwischen verdächtig und zauberisch, zwischen lebensfeindlich und fruchtbar, woran auch die Mission der Apollo 11 vor einem halben Jahrhundert wenig änderte. Was damals allerdings aufgegeben werden musste, war die Vorstellung von den ›Seleniten‹ genannten Mondbewohnern.

Die Frage indes, wie der Mond entstanden ist, gehört bis heute zu den ungeklärten Rätseln der Astronomie. Während die Kosmologien aller Kulturen Myriaden bestechender Antworten auf diese existenzielle Frage formuliert haben, in denen jaulende Wölfe, geflügelte Göttinnen, kräuterkundige Hasen und den Feiertag missachtende Holzfrevler tragende Rollen übernehmen, begnügt sich die Mondforschung seit etwa 150 Jahren mit Varianten von kaum mehr als drei Hypothesen:

Eine besagt, dass der Trabant zusammen mit der Erde aus einer staubigen Gaswolke entstanden sei, gewissermaßen die kleine, nun ja, etwas zurückgebliebene Schwester unseres Planeten darstellt.

INTERNATIONALE CHRISTINE LAVANT GESELLSCHAFT

Die zweite Theorie beschreibt den Mond als Tochter der Erde, die sich als abtrünniger Tropfen aus der lavaartigen Masse löste, als die unser Planet damals durch den Kosmos trieb.

Beide Erklärungsmodelle eint, dass der Mond ein Mitglied der Familie ist. Auch wenn er ein Hascherl ist, ein bemitleidenswertes Ding, degeneriert, hündisch ergeben, unselbstständig bis zur Regression, ein blasses Kellerkind, das einem mit seinem zwanghaft wechselhaften Wesen die Nerven strapaziert.

Die dritte Theorie verortet den Ursprung des Mondes irgendwo in den unergründlichen Tiefen und endlosen Weiten des *outer space*. Nie sei der Trabant Teil der Erde gewesen. Vielmehr sei er etwas durch und durch Fremdes, das sich die Erde, als er ihr zu nahe kam, durch ihre Gravitation zufällig eingefangen hat wie eine Krankheit, die man sein Lebtag nicht mehr loswird.

Dämonisch ist dieser Mond, ein Geschöpf des Teufels, womöglich ein Wechselbalg, das sich durch keine Wasser- oder Feuerprobe enttarnen lässt: stumm, blöde, missgebildet, mit einer abgründigen Seite, die er hinterhältig verbirgt. Kein Wunder also, dass sein Antlitz versehrt ist, massakriert von Meteoriten. Sehen seine Krater nicht aus wie Skrofeln?

Es verwundert kaum, dass es unter allen Himmelskörpern ausgerechnet der Mond ist, der in den Gedichten Christine Lavants so oft auftaucht wie kein anderer. Lavant, die sich sehr für die Gestirne interessierte und in einem Brief einmal – nicht ohne ein Gran Leidensstolz – bemerkte, das ihr laut Geburtshoroskop zuge dachte Schicksal sei »eines der unglücklichsten[,] die ein Sternenhimmel überhaupt zusammen[z]ubringen vermag«, pflegt in ihrer Lyrik einen vertraulichen, ja, innigen Umgang mit dem einzigen Trabanten der Erde. Einmal nennt sie ihn »mein Geschwister« – allerdings eins, das wie »ein Fremder« vorbeigeht, »fast ohne zu grüßen« –, und an anderen Stellen beschreibt sie ihn genauso »hohlwangig«, »schmal« und »bleichgehungert«, wie wir die Autorin selbst von Fotografien zu kennen glauben.

Doch mag der Mond auch »krank« und »fiebrig« sein, lässt das lyrische Ich keinen Zweifel daran, dass ihre eigenen Beschwerden die seinen bei Weitem übertreffen. In ihrer Anrufung verwandelt er sich zu einem Krankengenossen, den das Leiden ziert – und dem sie mit folgenden Worten Trost zuspricht:

»O Mond, dir steht das Kranksein gut,
so schmal bist du noch lieber.
Vielleicht geht dir durch Hirn und Blut
jetzt auch das linde Fieber,
mit dem man aufwacht wie als Kind
und Strohalm, Steine, Laub und Wind
ganz nah beim Herzen findet?
Wenn bald dein Aug erblindet,
dann, Wechselbälgchen, weine nicht,

auch mir vergeht das Augenlicht
und das Gehör der Ohren.
Hab noch viel mehr verloren.«

›Krank‹ gehört wie auch ›tot‹ und ›schwanger‹ zu den ›absoluten Adjektiven‹, jenen Eigenschaftswörtern, die keine Steigerung erlauben. Im Falle von Christine Lavant möchte man eine Ausnahme machen, die Grammatik korrigieren und ihr angesichts einer beispiellosen Patientenakte zugestehen, ›kränker‹ gewesen zu sein als andere, ja, am ›kränkesten‹ von allen. Wer von klein auf wiederholt für unheilbar sterbenskrank erklärt wurde, wem zur Genesung Stärkungskuren mit Arsen und eine Überdosis Radium verordnet wurde, der darf sich sein Lebtag mit Fug und Recht als Überlebende begreifen und seine ohnehin nicht-existierende Gesundheit mit Codein, Koffein und Nikotin – rund 60 John Players am Tag – ruinieren. »*Drugs saved my life*« heißt ein Song der russisch-kanadischen Sängerin Michelle Gurevich, und ich könnte wetten, dass auf den Feldern, die darin beschrieben werden, jener Mohn blüht, der in den Gedichten Christine Lavants beinahe so oft auftaucht wie der lautlich eng verwandte Mond.'

Dieser ist ihr immer wieder ein Gefährte, gar ein Komplize, wenn es um die Beschaffung des ersehnten Gutes – ein Kind, Schlaf, Trost – geht. Es sind bei Weitem nicht nur grammatikalische Gesetze, die Lavant in ihren Gedichten außer Kraft zu setzen wünscht. »Gehorche mir zuliebe nimmer den Gezeiten / Friß vom Sonnenbrot, sobald du merkst, / daß du schwächer wirst und schwinden könntest, / aber geh mir nur nicht aus den Augen!«, fordert sie von ihrem *partner in crime* und erinnert ihn, um seine mögliche Widerrede zu parieren, an die ihm zugeschriebene magische Macht: »Bist du nicht der Herr der Zauberei / und der Zähmer aller wilden Wölfe [...]?«

Es sind unerfüllbare Bedingungen, die Lavant hier stellt, und wo sonst als in der Lyrik und in der Liebe sollte man sie stellen?

Tatsächlich ist Lavants Trabant ein proteischer Tausendsassa: er kann weinen, trösten und krähen, betrunken sein, nobel, aufgedunsen und getigert, ein schäbiges Fell haben, Seidenhaar oder ein Karpfenmaul. Zuverlässig am Mond erweist sich nur seine Unzuverlässigkeit. Mal leuchtet er in ihre enge, nächtliche Stube und steht so ihrem schwindenden Augenlicht bei, dann wieder macht er einen großen Bogen um sie, ist »abwendig« oder verschwindet ganz. Lavants Verhältnis zum Mond wie zum eigenen Werk ähnelt einer on-off-Beziehung. »Der Mond weiß alles« heißt es an einer Stelle, an anderer, eher illusionslos: »der Mond hat keinen Einfall mehr«. Denn wer Hoffnung nährt, der nährt auch die Enttäuschung. Der einst »sanfte Hostien« spendende Mond wird zum »Quäler«, ein »Mager-Mond«, der sich von ihr ernährt, gegen den sie die »Fäuste ballt«, und das eigene Schreiben wird zu einer »Sünde wider den Geist, unverzeihbar«.

Der Mond ist bei Lavant mehr als ein Motiv oder eine Metapher, wie sie in ihrem ganzen Werk überhaupt immer nur mit barer Münze zahlt. Wer wie sie Nacht für Nacht darauf hofft, doch noch ein Stück vom »Schlafbrot« abzubekommen – eine Gnade, die offenbar allen anderen Erdbewohnern großzügig gewährt wird, nur ihr selbst nicht –, den kann der Mond schon mal mit Aussteigerphantasien verlocken. Nicht nur einmal tritt Lavant ihm in ihren Gedichten »mondsüchtig« entgegen und sie, die bei ihrem Aufenthalt in der ›Landeskrankenanstalt Klagenfurt‹ Bekanntschaft mit den psychischen Störungen machte, wusste wohl, dass nicht nur im Volksglauben auf dem Mond jene armen Irren verortet werden, für die das Englische den Begriff ›*lunatic*‹ – ›wahnsinnig‹ – bereithält.

»Herz, löse hier den Hausstand auf
und ziehe in den Mond hinauf,
dort leben lauter Narren.«

Der Narr jedoch ist eine zutiefst ambivalente Figur. Im Mittelalter unterschied man zwischen natürlichen und künstlichen Narren, womit man zum einen jene Menschen meinte, die körperliche oder geistige Behinderungen aufwiesen – und zum anderen jene, die die schillernde Rolle des Narren am Rande der Gesellschaft virtuos auszufüllen wussten. Dieser Narr ist eben kein Verrückter, sondern einer, der womöglich nur verrückt spielt, gleichwohl wie ein Fremder auf die Gemeinschaft blickt, die er mit unbequemen Wahrheiten und nicht nur harmlosen Scherzen an die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins erinnert. Späße sind eine ernste Sache – und Komik und Tragik ein inzestuöses Paar, was sich auch in den Gedichten, vor allem aber in den Erzählungen Christine Lavants immer wieder aufs Neue erfahren lässt.

In letzteren tauchen eine ganze Reihe von Figuren der Peripherie auf, Menschen, wie wir sie alle kennen – egal, ob wir nun auf dem Land oder in der Stadt aufgewachsen sind: die wunderliche Alte, das verwachsene Männchen, der alterslose Krüppel und immer wieder physisch oder psychisch beeinträchtigte Kinder, Menschen, deren Andersartigkeit uns zu erlauben scheint, sie nicht nur auszuschließen, sondern sie bisweilen sogar zu quälen.

Die unerbittlichen Mechanismen von Machtausübung durch Stigmatisierung – die Not der Ausgestoßenen wie das Wohlgefühl der Ausstoßenden – weiß Christine Lavant unbestechlich zu schildern, und doch sind ihre ambivalenten Erzählungen mit den vielfach ineinander verwobenen Perspektiven viel zu klug und zu komplex, als sich etwa in sozialkritischer Anklage zu erschöpfen. Nur zu gut weiß die Autorin, dass es erst die Abweichungen sind, die das Normale konstituieren, und dass jede Herabwürdigung des vermeintlich Randständigen vorrangig die Funktion erfüllt, die eigene, fragile Position zu stabilisieren. Indem wir jene pathologisieren, die angeblich nicht sind wie wir, versichern wir uns der eigenen Gesundheit und Normalität.

Denn ob man verrückt ist oder nicht, ist letztlich eine Frage der Grenzziehung und der Blickrichtung. Und es ist nicht die geringste Leistung von Lavants Literatur, dass sie die vermeintlich festen Zuschreibungen hinterfragt. Als ›gestört‹ erscheint in der Erzählung *Das Wechselbälgchen* weniger das behinderte Kind Zitha, als der abergläubische Knecht Lenz, der dem ihm unheimlichen Stiefkind nach dem Leben trachtet.

Wie überschaubar das Rollenangebot am Rande der Gemeinschaft ist, wusste Christine Lavant längst, als man ihr als ›Schmerzensfrau‹, ›Naturbegabung‹, oder gar ›sibyllinisches Wesen‹ zu huldigen begann – und ihre Entwicklung vom bitterarmen, moribunden Kind zu einer angesehenen und hoch dekorierten Lyrikerin nur als Heiligenlegende oder Wundergeschichte zu erzählen vermochte. Auch die Überhöhung kann eine Erniedrigung sein. Und ein Kopftuch durchaus wie eine Narrenkappe getragen werden.

Beinahe so interessant wie das Werk Lavants ist die Geschichte seiner Rezeption, die lange Zeit die Marginalisierung und Pathologisierung der Autorin fortschrieb, sie zum »Sonderfall« und zur »reinen Naturbegabung« erklärte und ihr allerhöchstens einen Platz am Katzentisch des Literaturbetriebs zuwies.

Der wiederholte Verweis auf das Abseitige geht sogar so weit, dass die Heimat der Autorin – das seit Mitte des Jahrhunderts von Bergbau industriell geprägte Kärntner Lavanttal – in biografischen Abrissen bis heute immer wieder als ein enges, zivilisationsfernes und abgelegenes Tal geschildert wird.

Dass Christine Habernig, geb. Thonhauser nicht zuletzt selbst das Bild einer Außenseiterin festschrieb und sich bisweilen als »ein Kuriosum« und »ziemlich obskures Medium« bezeichnete, dessen »geistige Situation« »außerhalb jeder Norm« läge, zeigt nicht zuletzt, wie machtvoll und folgenreich äußere Zuschreibungen sein können. Dass man vom Rand indes einen guten Überblick hat, weiß ich aus eigener Erfahrung. Als Kind drohte mir viele Jahre lang die Kloppe – wie ›Dresch bekommen‹ in Vorpommern genannt wird.

»Blinde krätzigte Krott« wurde mir zwar nicht auf dem Schulweg hinterhergerufen, dafür aber »Schalalala, heut kriegst Kloppe«. Warum ich sie verdiente, spielte keine Rolle. Die gewaltbereiten Mitschüler hatten ein untrügliches Sensorium, das mich allen Anpassungsversuchen zum Trotz in der Hackordnung ganz unten verortete – zusammen mit den ›Assis‹ genannten Kindern aus zerrütteten, von Gewalt und Alkoholkonsum gezeichneten Familien.

Lange Zeit habe ich mir den Kopf über die Frage zermatert, ob meine Andersartigkeit nun darin begründet lag, dass meine Eltern weder in der örtlichen Tierproduktion noch in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, sondern als Lehrer in einem Nachbardorf tätig waren, oder darin, dass wir erst einige Jahre zuvor in jenes Dorf gezogen waren, oder womöglich sogar darin, dass ich alle meine Mitschülerinnen und Mitschüler mindestens um einen halben Kopf überragte, so dass meine langen Beine nicht unter die herkömmlichen Schulbänke passten, weshalb man einen höheren Tisch und einen größeren Stuhl in die letzte Reihe gestellt und mir diesen Platz am Rand zugewiesen hatte. Dort begann ich – noch mit Pionierhalstuch um den Hals geknotet – zu Gott zu beten und hörte, als die gewünschte Wirkung ausblieb, damit wieder auf. Einen Helferich wie die kleine Thora aus der Erzählung *Die Rosenkugel* imaginierte ich mir nicht, wohl aber eine grandiose Zukunft, die diesem Tag heute verblüffend ähnelte. Ich freue mich unbändig über diesen Preis und danke der Jury für Ihre Wahl, Daniela Strigl für Ihre beschämend schöne Laudatio und Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.